

Tagungszusammenfassung

Christoph Raedel

Ich habe diese Tagung mit Spannung erwartet, aber auch – ich gestehe es – mit Anspannung. Denn das Thema, dem wir uns auf dieser Tagung widmen, ist nicht freikirchliches¹ Alltagsgeschäft. Häufiger geht es unter uns schon vom Selbstverständnis als Freikirchen her um Wachstum: geistliches Wachstum, aber auch numerisches Wachstum. Freikirchen sind auf Zugewinn aus. Aber der auch verwendete Begriff „Nettogewinn“ impliziert bereits, dass den Zugängen von Mitgliedern Abgänge gegenüberstehen. Es ist richtig: Viele freikirchliche Gemeinden, vor allem solche, die schon einige Jahrzehnte bestehen, teilen mit den landeskirchlichen Nachbarn einen Schwundfaktor, gegen den es keine einfache Strategie gibt: nämlich den Überhang an Sterbefällen gegenüber Neuaufnahmen. Anders gesagt: auch in vielen freikirchlichen Gemeinden ist der demographische Wandel spürbar.

Aber das ist nicht der einzige Grund dafür, dass Namen von Gemeindegliedern gestrichen werden müssen. Menschen verlassen freikirchliche Gemeinden nicht nur Richtung himmlische Heimat, sondern auch aus Gründen der Distanznahme, sie verabschieden sich willentlich und mit Gründen aus der Gemeinde, zu der sie für manchmal längere, manchmal kürzere Zeit gehörten. Es wurde während der Tagung unter anderem die Frage gestellt, warum wir den etwas reißerisch wirkenden Untertitel „Aussteiger aus Freikirchen“ gewählt haben. Da denke doch jeder an Aussteiger aus Sekten. Ich denke, im Verlauf dieser Tagung ist deutlich geworden: Manche Abschiede aus freikirchlichen Gemeinden haben Züge eines – sozialpsychologisch so beschreibbaren – Ausstiegs, mit Trauer, Tränen, gar Traumata. Andere wechseln „geräuscharm“ zwischen (freikirchlichen) Gemeinden – diesem Phänomen wird der Verein für Freikirchenforschung 2015 eine eigene Tagung widmen. Im Internet gibt es Foren und Internetseiten von Aussteigern aus Freikirchen, insofern ist hier gewissermaßen eine Selbstbezeichnung aufgegriffen, ohne sie weiter zu bewerten. Leider ist es uns nicht gelungen, aus dem seriösen Spektrum dieser Netzwerke einen Vertreter für diese Tagung zu gewinnen. So bleibt in dieser Hinsicht eine Leerstelle.

Zugleich freue ich mich, dass es gelungen ist, ihm Rahmen dieser Tagung – sowohl im als auch abseits des Programms – lebensgeschichtliche und fachwissenschaftliche Perspektiven miteinander zu verschränken. In

¹ Im folgenden Text ist der Begriff „freikirchlich“ nicht im konfessionskundlichen Sinne auf den Bund Evangelisch-freikirchlicher Gemeinden in Deutschland (BEFG) bezogen, sondern meint in eher umfassend ekklesiologischer Weise solche in Deutschland vertretenen Gemeinden, die nach dem Modell der Freiwilligkeit der Mitgliedschaft arbeiten, bei denen also die verbindliche Zugehörigkeit die persönliche Entscheidung, (die Taufe,) das Bekenntnis des Glaubens und den Akt der Aufnahme voraussetzt.

den lebensgeschichtlichen Zugängen (Funkschmidt, Herzog, Schreiber) ist in der gewissermaßen mikroskopischen Vergrößerung deutlich geworden: Lebenswege verlaufen so unterschiedlich, wie die Menschen sind, die sie gehen. Umso eindringlicher war die in diesen persönlichen Beiträgen liegende Einladung, genau hinzuhören. In den analytischen Beiträgen aus sozialpsychologischer (Keller), konfessionskundlicher (Hempelmann), theologischer (Raedel) und therapeutisch-medizinischer Sicht (Wehner) ist sowohl die Vielfalt der Beschreibungskategorien als auch die Breite des Begriffs „Freikirchen“, wie sie undifferenziert die öffentliche Diskussion beherrscht, erkennbar geworden. Nicht immer lassen sich diese unterschiedlichen Sichtweisen spannungsfrei ineinander integrieren. Insgesamt zeigte sich hier die Pluralisierung der spätmodernen Lebenswelten, mit der eine Vielfalt an Erfahrungsweisen, aber auch Beschreibungsweisen einhergeht.

Bereits der erste Vortrag über die sozialpsychologischen Untersuchungen zum Thema „De-Conversion“ von Barbara Keller, haben in mir Zweifel geweckt, ob sich der Begriff „Freikirche“ für die Analyse des Aussteiger-Phänomens tatsächlich eignet. Seine Wurzeln liegen ja bekanntlich in einer negativen Verhältnisbestimmung: Anders als die Staatskirchen sind Freikirchen „staatsfreie“ Gemeinden. So das ursprüngliche, unter den heute veränderten Gegebenheiten erheblich verblasste Selbstverständnis. Hilfreicher scheint mir die von Barbara Keller vorgeschlagene Typologie, wonach zwischen integrierten, anerkannten und oppositionellen Gemeinden zu unterscheiden ist. Gibt es Korrelationen zwischen dem so beschriebenen Status einer Gemeinde und der Weise, in denen Menschen sich aus ihr verabschieden? Und mehr noch: Ist es für die Untersuchung unseres Themas von Bedeutung, ob jemand spät zur Gemeinde hinzukam oder er hineingeboren wurde? Für eine über Mutmaßungen hinausgehende Antwort fehlen bislang noch empirische Untersuchungen.

Im Hören auf die fachwissenschaftlichen Beiträge ist mir noch etwas eindrücklich geworden: Psychologische, theologische und andere Analysen sind Interpretationen eines Geschehens, das in der Selbsterfahrung des bzw. der Betroffenen im Kern als kontingent, also als unableitbar erlebt wird. Bei Gabriele Funkschmidt findet dieses Element seinen Ausdruck in dem Satz, mit dem sie die Frage beantwortet, warum sie letztlich in die römisch-katholische Kirche zurückkehrte und Nonne wurde: „Weil Gott es von mir will.“ Meines Erachtens berühren die Außerwahrnehmungen hier ein heiliges Geheimnis der Begegnung zwischen Gott und Mensch, das uns daran erinnert: Erfahrungen mit Gott haben eine der Welt und ihren Deutungsweisen zugängliche Seite, sie gehen aber nicht in diesen Deutungen auf.

Im Folgenden möchte ich mich den vier Leitfragen zuwenden, die ich am Beginn dieser Tagung formuliert habe und auf diese Weise einige weitere Einsichten zusammenfassen:

1. Welche Motive bzw. Umstände lassen sich als ursächlich für das bewusste Verlassen von freikirchlichen Gemeinden identifizieren?

Wichtige Aspekte einer Antwort auf diese Frage hat meines Erachtens der Beitrag von Barbara Keller geliefert. Sie identifiziert intellektuelle Zweifel und Ablehnung, moralische Kritik, emotionales Leiden und den Verlust an Zugehörigkeit als Elemente einer „De-Conversion“. Es ist davon auszugehen, dass diese Elemente in der Praxis in allen denkbaren Mischungsverhältnissen auftreten. Reinhard Hempelmann hat konkret darauf hingewiesen, dass in der „Wort+Geist-Bewegung“ unter anderem enttäuschte Heilungserwartungen zur Abkehr von der Bewegung führen, aber auch der durch zunehmende Selbstisolation solcher Gemeinden entstehende innere Druck zu eruptiv verlaufenden Ablösungsprozessen führt. Deutlich wurde mir auch: Der Abschied von einer freikirchlich organisierten Gemeinde ist nicht immer identisch mit einer „De-Conversion“, der Abwendung vom christlichen Glauben. Der Abschied kann auch eine Etappe auf einem Glaubensweg sein, zu dessen näherer Beschreibung gelegentlich auch die Differenzierung zwischen einer „christlichen“ und einer „religiösen“ Einstellung hilfreich sein kann. Manche *Brüche* erweisen sich (rückblickend) als *Brücke* zu einem neuen Ufer, auf dem der Glaubensweg weiterführt.

Da sich diese Tagung für mich unmittelbar an eine Konferenz zum Thema „Evangelikale – Pfingstkirchen – Charismatiker. Neue Religiöse Bewegungen als Herausforderung für die katholische Kirche“ anschloss, die von der (katholischen) Deutschen Bischofskonferenz in Rom organisiert wurde, legt sich für mich ein Seitenblick nahe. Denn auch die Katholische Kirche hat mit einer zum Teil massiven Abwanderung in einigen Teilen der Welt zu kämpfen. Nicht nur in Europa, sondern gerade auch in den traditionell katholischen Teilen der Welt, vornehmlich also Lateinamerika, stellt der Priester-mangel und die damit einhergehende fehlende umfassende Betreuung und Begleitung der Gläubigen die römisch-katholische Kirche vor große Probleme und Herausforderungen. Pfingstkirchen und evangelikale Gemeinden bieten über ihr starkes Einbeziehen aller Gemeindeglieder genau diese Betreuung und Begleitung. Als hochgradig attraktiv erweisen sich diese Gruppen auch dadurch, dass sie in Wort und Tat bezeugen: Der Glaube ist von tiefgreifender Bedeutung für die Bewältigung der alltäglichen Lebensfragen. Der Wechsel zu den evangelikalen und pfingstlerischen Gemeinden geht dabei in der Regel einher mit einer Intensivierung des Glaubens. Der Aufweis, dass Glauben und Leben eng miteinander verwoben sind, wirkt dort also anziehend. Aus der Sicht der deutschen Freikirchen – von denen viele in unterschiedlichen Schattierungen evangelikal oder pfingstlich-charismatisch geprägt sind – treten dieselben Phänomene gewissermaßen rückseitig zu Tage: Die persönliche Nähe und der familiäre Charakter einer Gemeinde können auch als erdrückend und einengend erfahren werden. Die Verheißung, dass der Glaube Relevanz für die Lebensgestaltung hat, kann von manchen als Drohung erlebt werden, dass jeder Lebensbereich vor

Gott, und das heißt dann: vor der Gemeinde, zu verantworten ist. Die Gemeinde kann als Ort erlebt werden, in dem das Scheitern an eigenen oder Ansprüchen anderer keinen Raum findet. So *können* Stärken in Schwächen umschlagen.

2. Wie vollzieht sich der Abschied von der Gemeinde? Lassen sich wiederkehrende Elemente eines Prozesses bzw. Schritte eines Weges erkennen?

Die lebensgeschichtlichen Zugänge haben gezeigt: Die einzelnen Schritte, die im Ganzen den Abschied von einer Gemeinde ausmachen, sind sehr abhängig von dem Typus der Abschiednahme. Einigkeit scheint dennoch darin zu bestehen, dass der Schritt des Ausscheidens aus der Gemeinde selbst nie der erste, sondern ein wesentlicher, dann auch äußerlich unübersehbarer Einschnitt innerhalb eines schrittweise verlaufenden *Ablöseprozesses* ist. In der Gruppengesprächsphase wurde eine Frage gestellt, die hier besondere Beachtung verdient: Lässt sich spüren bzw. wahrnehmen, wenn ein Mitglied der Gemeinde *beginnt*, innerlich auszusteigen?

Bernd Wehner und Claudia Schreiber haben auf ihre je eigene Art darauf hingewiesen, dass Probleme mit Autoritäten in der Gemeinde oft zu den zunächst innerlichen, dann zu Tage tretenden Aspekten eines Ausstiegs gehören, vor allem in sehr autoritär geführten Gemeinden. In der Gruppengesprächsphase wurde außerdem darauf hingewiesen, dass insgesamt und einer dem gesellschaftlichen Trend überhaupt entsprechenden Tendenz zufolge Autoritäten heute stärker in Frage gestellt werden als früher. Bei genauerer Betrachtung zeigen sich sogar zwei gegenläufige Trends, die aber offenbar zusammengehören: Einerseits sind (junge) Menschen auf der Suche nach Orientierung und sehnen sich danach, in der Komplexität der spätmodernen Lebenswelt Halt zu finden. Andererseits muss ihnen schon einleuchtend und folglich auch einsehbar vermittelt werden, warum ihnen *diese* Botschaft, *diese* Weisung tatsächlich auch Orientierung und Halt geben sollen.

3. Wie wird der Abschied von einer freikirchlichen Gemeinde von der Person, die weggeht, erlebt, und wie von denen, die zurückbleiben?

Zur ersten Teilfrage wird man zunächst auf die hier sogenannten Aussteiger hören müssen. Dabei ergibt sich ein ambivalenter Eindruck: Der Abschied ist einerseits Ausdruck des Versuchs, eine aufgestaute Problemlage – oder eine Entscheidungssituation – zu lösen. Wer geht, dem löst sich insofern eine Anspannung, die negativ motiviert sein kann („da kann ich nicht mehr dazugehören“), aber auch positiv (im Sinne von: „jetzt habe ich den Platz gefunden, an den ich gehöre“). Andererseits bleibt offenbar ein Phantomschmerz. Die Zugehörigkeit überhaupt, aber auch ganz konkrete Rituale oder Lieder werden schmerzlich vermisst. Claudia Schreiber hat davon in der Podiumsdiskussion berichtet. Mich hat das an einen Aufsatz von dem

in einer methodistischen Pastorenfamilie aufgewachsenen Philosophen Herbert Schnädelbach erinnert, der einer Einladung zu dieser Tagung leider nicht folgen konnte. Für den „frommen Atheisten“, wie Schnädelbach sich selbst bezeichnet, ist „sein Unglaube [...] vor allem das Denkmal eines Verlustes. [...] Was sich da einstellt [wenn er sich der Glaubenslieder seiner Kindheit erinnert oder dem Schlusschoral der Bachschen Johannes-Passion lauscht] ist eine Mischung aus Trauer und Wut, dass das alles nicht wahr ist“.² Schließlich habe ich aus den persönlichen Schilderungen gerade in ihrer Unterschiedlichkeit mitgenommen, dass der leidenschaftliche, aktivistische, ja, man könnte sagen: missionarische Grundzug der erfahrenen Gemeindesozialisation irgendwie haften geblieben ist. Hier sind offenbar bleibende Prägungen empfangen worden, die den Abschied überdauern, wenn auch noch einmal zur Zurückhaltung gemahnt werden muss, die gehörten Lebensberichte als repräsentativ zu verallgemeinern.

Umgekehrt herrscht unter denen, die zurückbleiben, oft Unverständnis. Sie fragen: Warum? Warum gehen sie diesen Weg? Als besonders robust, so hat Bernd Wehner gezeigt, erweist sich dieses Unverständnis, wenn alles, was geschah, in der tiefsten, keiner Rückfrage zugänglichen Überzeugung getan wurde, dass es gut und richtig ist. Auch geistlicher Missbrauch, so Wehner weiter, kann unbewusst geschehen und ist dort besonders schwer als Missbrauch zu identifizieren, wo die Vision göttlicher Sendung und das Ziel menschlichen Heilwerdens die Einsicht in die eigene Fehlbarkeit und das eigene Abirren vom Menschendienlichen verhindern.

4. In welcher Weise lassen sich Ausstiegsprozesse theologisch verstehen? Was ist ihr Ort innerhalb freikirchlicher Ekklesiologie?

Dem Eindruck, den Schilderungen insbesondere schmerzhafter, dramatischer Ausstiegsenerfahrungen wird sich niemand entziehen können. Und es ist wichtig, dass die Tagung solchen Erfahrungen Raum gegeben hat. Zugleich bedarf Erfahrung der Interpretation, sowohl der eigenen als auch der theologischen Interpretation anhand systematischer Kategorien, die herauszuarbeiten ich in meinem eigenen Beitrag versucht habe. Ich habe darauf hingewiesen, dass es keine christliche Lehre vom „Ausstieg“ aus oder Abschied von der Gemeinde gibt, dass das Verlassen der Gemeinde seinen ekklesiologischen (Grenz-)Ort vielmehr innerhalb der – nicht von den Freikirchen erfundenen – Lehre von der Gemeindedisziplin hat, die ihrerseits jedoch missverstanden ist, wenn sie auf den Aspekt des Ausschlusses verengt wird. Vielmehr ist Gemeindedisziplin im Kern Jüngerschaftstraining, also Einweisung in die Christusnachfolge. Die Botschaft Jesu ist das Angebot der Versöhnung, aber die Weigerung, sich versöhnen zu lassen (im Festhalten an dem Zeugnis der Heiligen Schrift entgegenstehenden Glaubens- oder Lebensweisen), verweigert dieser Botschaft ihren Raum beim

² *Herbert Schnädelbach*, Religion in der modernen Welt. Vorträge, Abhandlungen, Streitschriften, Frankfurt/Main ³2009, 80.

Menschen. Insofern kann man sagen: Mit Jesu Botschaft von der Versöhnung ist der Kirche sowohl ihr Grund als auch ihre Grenze gesetzt. Ich habe versucht, diese These von der spannungsvollen biblischen Vorstellung Gottes als „heilige Liebe“ her zu begründen. Der „heiligen Liebe“ Gottes entspricht ekklesiologisch die Spannung zwischen Freiwilligkeit und Inklusion einerseits sowie Verbindlichkeit und Exklusion andererseits. Das eine ist ohne das andere nicht zu haben, soll eine Gemeinschaft von Christen Gemeinde Jesu Christi sein und bleiben.